ISABEL ALLENDE

MEIN NAME IST EMILIA DEL VALLE

Roman

Suhrkamp

SV

Isabel Allende

MEIN NAME IST EMILIA DEL VALLE

Roman

Aus dem Spanischen von
Svenja Becker

Suhrkamp Verlag

Die Originalausgabe erschien 2025 unter dem Titel
Mi nombre es Emilia del Valle bei Plaza & Janés, Barcelona.

Erste Auflage 2025
Deutsche Erstausgabe
© der deutschsprachigen Ausgabe Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2025
© Isabel Allende, 2025
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung
des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg,
nach Entwürfen von Elena Giavaldi
Umschlagillustration: David De Las Heras
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-43220-4

Suhrkamp Verlag GmbH
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@suhrkamp.de
www.suhrkamp.de

MEIN NAME IST EMILIA DEL VALLE

Für Juan Allende,
meinen geliebten Bruder

ERSTER TEIL

~ 1 ~

An meinem siebten Geburtstag, am 14. April 1873, zog meine Mutter, Molly Walsh, mir meine Sonntagssachen an und brachte mich zum Union Square, um die einzige Fotografie von mir machen zu lassen, die aus Kindertagen von mir existiert, und weil ich, neben einer Harfe stehend, minutenlang vor einem schwarzen Kasten die Luft anhalten musste und mich der Magnesiumblitz dann zu Tode erschreckte, schaue ich darauf so entsetzt drein wie ein Gehenkter. Ein Instrument spiele ich übrigens nicht, die Harfe gehörte neben Säulen aus Pappmaschee, chinesischen Vasen und einem ausgestopften Pferd zu den verstaubten Requisiten des Fotoateliers.

Der Fotograf war ein kleiner schnauzbärtiger Mann, der aus den Niederlanden stammte und sein Geschäft seit den Tagen des Goldrauschs betrieb. Damals ließen die Schürfer, wenn sie aus den Bergen herabkamen, um ihre Krümel zu den Banken in San Francisco zu tragen, Porträtfotos machen, die sie an ihre fast vergessenen Familien schickten. Als vom Gold nur noch die Erinnerung geblieben war, kamen wohlhabendere Kunden und posierten für die Nachwelt. Meine Mutter und ich gehörten nicht in diese Kategorie, doch hatte meine Mutter ihre Gründe, ein Porträt ihrer Tochter zu beauftragen. Mehr aus Prinzip als aus Geldnot feilschte sie mit dem Künstler um den Preis. Meines Wissens hat sie bei keinem Kauf je auf das Vergnügen verzichtet, um einen Nachlass zu bitten.

»Wo wir schon mal hier sind, schauen wir uns noch den

Kopf von Joaquín Murieta an«, sagte sie zu mir, als wir das Atelier des Niederländers verließen.

Auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes, über den man ins Chinesische Viertel gelangt, kaufte sie mir ein Zimtteilchen und führte mich dann zu einer üblen Spelunke. Wir bezahlten den Eintritt und folgten einem langen Gang in den hinteren Teil des Lokals, wo ein furchterregender Kerl einen schweren Vorhang zur Seite schob und uns in einen mit dunklen Stoffen ausstaffierten, von Kirchenkerzen beleuchteten Raum einließ. Ganz hinten standen auf einem mit schwarzen Tüchern verhängten Tisch zwei große Glasbehälter. An die übrige Dekoration erinnere ich mich nicht, weil ich starr war vor Angst. Während ich, zitternd, beide Hände in den Rock meiner Mutter krallte, wirkte sie regelrecht aufgekratzt. In dem einen Behälter schwamm in einer gelblichen Flüssigkeit eine menschliche Hand und in dem anderen ein Männerkopf mit zugenähten Augenlidern, geschürzten Lippen, gut sichtbaren Zähnen und gesträubten Haaren.

»Joaquín Murieta war ein Bandit. Genau wie dein Vater. So enden Banditen für gewöhnlich«, erklärte mir meine Mutter.

Unnötig zu erwähnen, dass ich in der Nacht schreckliche Albträume bekam. Ich fieberte, aber meine Mutter vertrat die Ansicht, solange kein Blut fließe, müsse man nichts unternehmen. Am Tag darauf gingen wir, ich wieder in meinem Sonntagskleid und mit diesen schlimmen Stiefeletten, die ich schon seit zwei Jahren besaß und die mir inzwischen zu klein waren, die Fotografie abholen und dann weiter zu Fuß in den eleganten Teil von San Francisco, in dem ich nie zuvor gewesen war. Gepflasterte Straßen, die sich die Hügel hinaufwanden, Herrenhäuser mit Rosengärten und zurechtgestutzten Sträuchern, livrierte Kutscher und glänzende Pferde und weit und breit kein einziger Bettler.

Mein Leben spielte sich im Mission District ab, einem bunten und vielsprachigen Viertel, zwischen deutschen, irischen und italienischen Einwanderern, Mexikanern, die schon immer in Kalifornien gelebt hatten, und einer beachtlichen Anzahl Chilenen, die 1848 mit dem Goldrausch gekommen waren und auch Jahrzehnte später kaum mehr besaßen als bei ihrer Ankunft. Von Gold keine Spur. Sofern sie etwas aus den Minen in den Bergen herausgeholt hatten, wurde es ihnen von den Weißen, die nach ihnen eintrafen, wieder abgenommen. Viele kehrten mit leeren Händen, aber mit sagenhaften Geschichten im Gepäck in ihre Heimat zurück, andere blieben, weil die Reise zu lang und kostspielig war. Bei uns in Mission gab es Fabriken, Werkstätten, Müll, streunende Hunde, dürre Esel, behängte Wäscheleinen im Freien und offene Türen, da bei niemandem etwas zu holen war.

Während dieses Fußmarschs mit meiner Mutter in die unerreichbaren Sphären der Oberschicht schwante mir zum ersten Mal, dass wir arm waren. Nicht so arm, dass wir hungernd zwischen Mäusen hätten hausen müssen, wie das meine irischen Großeltern mütterlicherseits getan hatten, aber eben doch bescheiden lebend von Tag zu Tag. Bis dahin hatte ich nicht mitbekommen, dass es auch Menschen gab, denen es besser ging als uns, ich hatte keine Berührung mit ihnen und sah sie allenfalls aus der Ferne, wenn ich mit meinen Eltern das Stadtzentrum besuchte, was selten vorkam. Die Kutschen mit den glänzenden Pferden, die Damen in überquellenden viktorianischen Rüschenkleidern mit Löckchen und Schleifen im Haar, die Herren mit Zylinder und Gehstock und die Kinder im Matrosenanzug gehörten für mich zu einer anderen Spezies. In unserem Viertel lebte die arbeitende Bevölkerung, wir waren alle mehr oder weniger gleich. Die Häuser dort beherbergten zumeist eine oder zwei Familien mit barfüßigen Kin-

dern, ständig schwangeren Frauen und dauerbetrunkenen Männern, die ihr Auskommen mal hier, mal da als Tagelöhner fanden. Verglichen mit unseren Nachbarn war meine kleine Familie gut situiert. Wie mein ehrwürdiger Stiefvater zu sagen pflegte, hatten wir Arbeit, Liebe und Würde, und mehr brauchten wir nicht. Außerdem besaßen wir ein bescheidenes Heim und hatten keine Schulden.

Ich traute mich nicht, meine Mutter zu fragen, wo wir hingingen, folgte ihr nur hügelauf, hügelab und ertrug die Blasen an meinen Füßen. Molly Walsh war damals eine junge Frau mit engelsgleichem Gesicht, also der frommen Miene einer heiligen Märtyrerin, und ihre Stimme besaß diesen hellen Nachtigallenklang, der auch heute noch trügerisch wirkt, denn sie ist stark und durchsetzungsfähig. In den seltenen Fällen, wenn sie meinen Vater erwähnt, wechselt ihre Stimmlage, der leicht klagende Unterton schwindet, und sie spuckt die Wörter aus. Diesmal hatte sie zwar nichts gesagt, aber ich ahnte doch, dass die schmerzhafte Wanderung in die Wohngegend der Reichen etwas mit ihm zu tun hatte.

Wir kamen keuchend in Nob Hill an, ganz oben auf dem Hügel, wo man einen weiten Blick über die Stadt und die Bucht von San Francisco hat. Vor dem prächtigsten Haus in der Straße blieben wir stehen, besser gesagt vor dem hohen, schmiedeeisernen, mit Pfeilspitzen bewehrten Tor, durch das ich einen traumschönen Garten sehen konnte mit einem Brunnen aus Stein, auf dem ein Fisch Wasser spie. Dahinter erhob sich ein gewaltiges butterfarbenes Gebäude mit einem von Säulen gestützten Vorbau und einer mächtigen, von zwei steinernen Löwen flankierten Eingangstür aus dunklem Holz. Meine Mutter nannte es eine Geschmacklosigkeit von Neureichen, aber mir blieb vor Staunen der Mund offen stehen: So muss-

ten die Paläste aus dem Märchen aussehen. Wir standen einige Minuten vor dem Tor und schöpften Atem, meine Mutter tupfte sich den Schweiß ab und rückte ihren Hut zurecht. Plötzlich, noch ehe sie am Seil der Schelle ziehen konnte, verließ seitlich ein Mann in dunklem Anzug mit gestärktem Kragen das Gebäude, kam über den weiten Vorplatz auf uns zu und sprach meine Mutter an, ohne die Pforte zu öffnen. Obwohl sie sich alle Mühe mit unserem Erscheinungsbild gegeben hatte, erkannte er unsere gesellschaftliche Stellung vermutlich auf den ersten Blick.

»Womit kann ich dienen?«, fragte er blasiert, und wir hatten Mühe, seinen britischen Akzent zu verstehen.

»Wenn ich bitte Herrn Gonzalo Andrés del Valle sprechen könnte«, antwortete meine Mutter und versuchte ebenso hochnäsig zu klingen wie ihr Gegenüber.

»Sind Sie angemeldet?«

»Nein, doch er empfängt mich gewiss.«

»Tut mir leid, Madam, ich fürchte, er ist verreist.«

»Wann kommt er zurück?« Meiner Mutter war aller Wind aus den Segeln genommen.

»Das kann ich nicht sagen.«

Der Mann öffnete die Pforte, bat uns aber nicht herein, sondern ließ uns auf der Straße stehen. Mir war es unbehaglich, wie er uns von Kopf bis Fuß musterte, doch offenbar kam er zu dem Schluss, dass wir weder eine Gefahr noch ein Ärgernis darstellten, denn sein Ton wurde etwas freundlicher.

»Herr del Valle ist bisweilen zu Besuch in San Francisco, aber er lebt in Chile«, erklärte er uns und dass die Familie Besucher nur nach Anmeldung empfange.

»Sagen Sie mir, wohin ich ihm einen Brief schicken kann. Es ist überaus wichtig«, sagte meine Mutter.

»Geben Sie ihn mir, Mrs. …«

»Molly Walsh«, sagte sie und unterschlug ihren Ehenamen Claro.

»Ich kümmere mich persönlich darum, dass er ihn erhält, Mrs. Walsh«, versicherte ihr der Mann.

Sie übergab ihm den Umschlag mit meiner Fotografie und einem Schreiben, in dem sie ihm Emilia vorstellte, seine Tochter. Es sollte nicht der letzte Brief sein, den sie meinem mutmaßlichen Vater schrieb.

Ich wuchs mit der Vorstellung auf, dass mein leiblicher Vater ein steinreicher Chilene war und ich das Recht auf eine Erbschaft hatte, um die mich das Schicksal bislang betrog, die Gottes unermessliche Güte jedoch eines Tages in meine Reichweite befördern würde. Die gegenwärtigen wirtschaftlichen Einschränkungen seien eine Prüfung, die der Himmel mir auferlegte, damit ich Bescheidenheit lernte, doch dereinst würde ich dafür entschädigt werden, sofern ich folgsam und tugendhaft wäre. Tugend wurde in Jungfräulichkeit und Zurückhaltung gemessen, denn nichts erzürnt den Herrgott mehr als ein leichtlebiges und vorlautes Mädchen. In der Messe und beim allabendlichen Beten auf Knien vorm Bett ließ meine Mutter mich Gott darum bitten, dass er unseren Schuldigern in dem Maß vergab, in dem sie ihre Schulden beglichen. Es dauerte Jahre, bis ich begriff, dass diese Spitzfindigkeit auf meinen Vater gemünzt war.

Tatsächlich hätte meine Kindheit nicht besser sein können. Meine Mutter hätschelte mich, hatte aber immer alle Hände voll zu tun und weder die Zeit noch das Verlangen, mich zu überwachen, und mein Stiefvater hielt seine Prinzessin zu keiner Missetat für fähig und überwachte mich ebenfalls nicht. Er hatte recht, ich war ein stilles Kind, aufs Lesen versessen, genügsam und empfindlich, spielte meist allein und machte

keine Schwierigkeiten, bis ich im Aufruhr des Heranwachsens zu einem Scheusal wurde. Doch das währte zum Glück nicht lang. Die wirtschaftlichen Einschränkungen, von denen meine Mutter sprach, spielten für mich keine Rolle, da niemand ringsum mehr besaß, und das angebliche Erbe war nur ein Märchen, das ich tunlichst für mich behielt, weil man mich dafür ausgelacht hätte. Mir jagte die Vorstellung Angst ein, dass dieser mysteriöse Chilene, ein Bandit wie Joaquín Murieta, eines Tages auftauchen, mich als seine Tochter einfordern und weit wegbringen könnte, denn der Gedanke, von meiner Mutter getrennt zu sein, entsetzte mich, und mein Vater war Francisco Claro, zu dem ich von jeher Papo gesagt habe, und niemand sonst. Er war damals mein Vater und wird es immer sein, auch wenn wir nicht blutsverwandt sind.

Meine Mutter, Molly Walsh, ist in New York geboren, als Tochter irischer Einwanderer, die vor der Großen Hungersnot geflohen waren. Als er hörte, in Kalifornien sei der Boden mit Gold übersät, schloss sich Mollys Vater mit seiner Familie den Trecks der Pioniere an, die im Jahr 1849 den Kontinent überquerten, um im Westen reich zu werden. Unterwegs starb einer der Söhne und blieb in einem kleinen Grab ohne Namen zurück. Wenige Monate nach ihrer Ankunft in der neu entstehenden, chaotischen Stadt San Francisco starb seine Frau an Entkräftung. Sie, meine Großmutter, hatte wie eine Heldin die harten Monate der Reise überstanden, weil sie die Kinder, die ihr geblieben waren, behüten musste, doch reichten ihr Mut und ihre Entschlossenheit nicht aus für ein Überleben zwischen den rauen und ehrgeizgetriebenen Menschen, unter denen sie in Kalifornien gelandet waren, und während eines ihrer blutigen Hustenanfälle versagte ihr Herz. Der Witwer, mein Großvater, sah sich allein mit den Kindern und begriff,

dass er sich unmöglich um sie kümmern und zugleich wie geplant auf die Suche nach Gold gehen konnte. Seinen Ältesten, der bereits zwölf war, nahm er mit in die Berge, brachte den zweiten als unbezahlte Hilfskraft auf einer Farm unter und gab die vierjährige Molly in ein von drei mexikanischen Nonnen gegründetes Waisenhaus mit dem Versprechen, sie abzuholen, sobald er das begehrte Vermögen beisammen hätte. Dazu sollte es nie kommen.

Als Kind war Molly folgsam und fromm und schien Gefallen am Leiden zu finden. Das jedenfalls hat mein Papo erzählt, obwohl es schwer zu glauben ist, wenn man sieht, wie kämpferisch sie heute Straßenproteste anführt oder, bewaffnet mit ihrem Nudelholz, Säufern, Banditen, Polizisten und anderen entgegentritt, die in unserem Viertel Ärger machen. Die kleine Molly verbrachte so viele Stunden auf Knien, fastete derart inbrünstig und ertrug so duldsam den Spott und die bösen Streiche der anderen Mädchen, dass sie den Spitznamen heilige Molly bekam. Die beiden jüngeren Nonnen, zwei schlichte Gemüter, gaben ihr den Vorzug vor den übrigen Waisen und hofften auf das Wunder, in ihrem Schoß eine echte Heilige heranwachsen zu sehen. Mutter Rosario, die der winzigen religiösen Gemeinschaft vorstand, maß Mollys übertriebener Hingabe und der verrückten Hoffnung ihrer beiden Mitschwestern zunächst keine Bedeutung bei. Ihre Schützlinge waren kleine Mädchen, die keine Eltern hatten oder von ihnen verlassen worden waren, und benahmen sich mitunter etwas sonderbar, doch als das Mädchen im Alter von elf Jahren Erscheinungen bekam und anfing Stimmen zu hören, musste sie doch eingreifen. Das ging zu weit. Frömmelei war in Mutter Rosarios Augen etwas für Müßiggängerinnen und in ihrem Waisenhaus unangebracht, denn hier bewies sich die Liebe zu

Gott durch Arbeit. Die Grenze zwischen himmlischen Botschaften und Geisteskrankheit schien ihr fließend, und sie war entschlossen, das Kind mit kalten Bädern und Geranienöl von jeder Heiligkeit zu kurieren. Sie zwang Molly zu drei Mahlzeiten am Tag und wachte darüber, dass sie aufaß und sich nicht heimlich erbrach, schickte sie zur Arbeit mit Spaten und Hacke in den Garten, an die Waschtröge und in die Backstube und ließ sie Fußböden schrubben. Mit Hilfe von täglichem Reis mit Gemüse und schweißtreibender Arbeit überstand das Mädchen die schwierigen Jahre des Heranwachsens weitgehend unbeschadet, auch wenn ihr der Hang zur Theatralik erhalten blieb. Da sie nie Nachricht von ihrem Vater oder ihren Brüdern bekam, betrachtete sie die drei Nonnen als ihre einzige Familie. Und auch wenn sie zu beschäftigt war, um den Märtyrern aus dem Kirchenkalender nachzueifern, verspürte sie weiterhin eine religiöse Berufung und bat mit fünfzehn Jahren darum, in den Orden eintreten zu dürfen.

Und so wurde Molly Walsh das große Glück zuteil, dass man ihr die Haare wie einem Sträfling schor und sie in das kratzige weiße Gewand der Novizin kleidete. Sie nahm ihren Platz in der kleinen Gemeinschaft der Frauen ein, bei denen sie aufgewachsen war, und wollte sich mit Leib und Seele der Barmherzigkeit widmen. Noch lieber wäre sie einem geschlossenen Orden beigetreten, wo sie karg und unwirtlich zwischen eisigen Klostermauern leben und ihren Leib im Büßerhemd hätte kasteien dürfen, hätte auf dem nackten Steinboden mit einem Holzklotz als Kopfkissen geschlafen und bis zur Ohnmacht gefastet. Doch sie musste sich mit einem freundlicheren Leben in dem großen Waisenhaus aus Lehmziegeln begnügen, wo auf den gezimmerten Pritschen Matratzen aus Pferdehaar lagen und das Essen zwar schlicht, aber mehr als ausreichend war. Die Mutter Oberin hatte für ihren Appetit, der am Umfang